

## Eine „zünftige“ Versammlung

### Die Hauptpersonen

Johann Friedrich Krummdiek,  
Obermeister der Tischler- und Stuhlmacherzunft  
Sophie Marie, seine Ehefrau  
Wilhelm, sein Geselle  
Schorse Meyer, sein Lehrjunge  
August Vollmer, Tischlermeister  
Ernst Pinnecke, Stuhlmachermeister  
Erich Bartels, Stuhlmachermeister  
Albrecht Koopmann, Wirt

Ich glaube, Liebenau ist genau der richtige Ort von den vielen Handwerksberufen zu erzählen, denn schon immer war Liebenau ein gewerblich reger Ort. Bereits um 1700 werden im Einwohnerregister 207 Bürgerfamilien aufgeführt. Diese „Hausstellen“ ergeben eine ungefähre Einwohnerzahl von 1300 Personen. Unter ihnen 45 Schmiedemeister, 4 Schmiedegesellen mit eigenem Haushalt, 18 Brauer, 6 Branntweinbrenner, 4 Bäcker, 7 Schuster, 20 Leinenweber, 6 Schneider, 1 Papiermacher, 5 Tischler, 4 Stuhlmacher, 2 Zimmerleute, 6 Krämer, 2 Schlachter, 41 Bauern und 26 Witwen. Von dieser „guten, alten Zeit“ will ich nun etwas erzählen.

Also, das war so im Jahre 1740 herum, als Meyers Schorse Tischler und Stuhlmacher werden wollte. Er war damals ein Bursche von 14 Jahren und hatte den Kopf voller Flausen, Unfug und Blödsinn.

Was ihm an der ganzen Tischlerei gefiel, war, dass er sich später seine eigenen Möbel machen und dabei immer im Trockenen arbeiten konnte. Sein Vater war dann auch damit einverstanden, und nachdem er zwei Bürgen gefunden hatte, die für Schorse die zehn Taler Lehrgeld pro Jahr vorstreckten, kam er beim angesehenen Meister Johann Friedrich Krummdiek zunächst für vier Wochen Probezeit in die Lehre.

Am Tag nach Ostern machte sich Schorse noch vor dem Morgengrauen auf den langen Weg zum Haus des Stuhlmachermeisters Krummdiek in der Straße „upn Brinke“ gegenüber dem Rathaus. Gegen sieben Uhr morgens kam Schorse beim Meister an und musste auch gleich im Haushalt mit anpacken. Als es mittags zu Tisch ging, hatte er einen gewaltigen Hunger. Kaum war die Suppe auf dem Tisch, hatte er schon seinen Holzlöffel darin. Im selben Augenblick langte der Altgeselle Wilhelm über den ganzen Tisch, und Schorse bekam eine Ohrfeige verpasst, die nicht von schlechten Eltern war. Schorse machte ein dummes Gesicht, als wenn er einen Eimer kaltes Wasser über den Kopf bekommen hätte, und blickte Wilhelm fragend an.

Der sagte aber nichts außer einem kurzen Gebet, ergriff seinen Löffel und langte als Erster in die Suppenschüssel. Dann kam der zweite Geselle und danach der Lehrjunge, der schon über ein Jahr im Haus war. „So, nun bist du dran“, sagte Wilhelm, „du musst warten, bis du an der Reihe bist!“ „Na“, dachte Schorse, „wenn ich dann als Letzter zulangen muss, soll es mir auch recht sein. Fragt sich bloß, ob dann noch was im Pott ist!“ Doch beim Meister Krummdiek hatte Schorse es gut getroffen. Auch von seinem Züchtigungsrecht machte der Meister selten Gebrauch. Der selbst aß mit seiner Familie an einem besonderen Tisch, die Gesellen und Lehrjungen saßen an einem anderen,



Anonymous artist, Tischler 1880  
© commons.wikimedia.org

aber sie bekamen immer genug zu essen. Vorsichtshalber aß Schorse für zwei und legte zuletzt den Löffel hin. Nach einem kurzen Gebet stand der Altgeselle auf und es ging sofort wieder an die Arbeit. Am Abend gegen neun Uhr war Feierabend, und Schorse merkte schnell, dass er mehr als in seinem Elternhaus arbeiten musste. Als vollwertiges Mitglied der Handwerksfamilie musste er alle anstehenden Arbeiten im Haus, im Stall, auf dem Hof, auf dem Acker und im Garten erledigen und dazu noch jede Menge Verkaufs- und Botengänge verrichten. Sein Meister verlangte von ihm, sich der Hausordnung mit Fleiß, Gehorsam und anständigem Verhalten vollkommen zu unterwerfen. Von anderen Lehrlingen hörte Schorse, dass deren Meister sich kaum um die Ausbildung kümmerten, und die Lehrlinge als billige Arbeitskräfte missbrauchten. Bei Meister Krummdiek war das zwar ganz anders, doch auch dort fiel Schorse abends oft todmüde ins Bett.

So gingen nun die Tage dahin, und Schorse freute sich mächtig, als es endlich Sonntag war, denn da wollte er sich mit den anderen Lehrlingen aus dem Dorf hinter den Scheunen am Pennigseher Tor treffen, um dort gegenseitig mit ihren Erfolgen beim Aufreißen der schönsten Mädchen zu prahlen. Doch auch da machte man ihm wieder einen Strich durch die Rechnung. Der andere Lehrjunge, Fritz, der an diesem Tag seine Eltern besuchen wollte, fragte ihn, was er denn machen wolle. „Na, spazieren gehen“, sagte Schorse. „Du“, sagte Fritz, „dann pass bloß auf, dass dein Hut nicht zwanzigmal in den Dreck fliegt!“ Schorse machte ein dummes Gesicht, denn es wehte gar kein Wind, wenn auch genug Dreck auf den Straßen lag. Fritz lachte und sagte: „Junge, Junge, als Lehrling musst du vor allen Meistern und Gesellen den Hut abnehmen. Sieh, du kennst sie noch nicht, aber dich haben sie schon mit unserem Meister herumlaufen sehen. Wenn du nun an ihnen vorbeigehst und nimmst den Hut nicht ab, dann kriegst du wieder so einen hinter die Ohren geballert, dass dein Hut und dein Kopf wohl auch in den Dreck fallen werden. Wenn du aber immer noch ausgehen willst, dann geb‘ ich dir den Rat, nimm einfach vor jedem Menschen den Hut ab!“ „Schweinerei“, dachte Schorse, „das passt mir gar nicht, die sollten besser ihren Hut vor mir abnehmen!“

Deshalb überlegte er sich etwas anderes, denn seine Ohren hatten in dieser Woche schon genug abbekommen! Er wollte auf seine Kammer auf dem Boden gehen und einen Brief nach Hause schreiben. Da fiel ihm ein, dass er noch eine halbe Zigarre, die er Ostern gefunden hatte, in seiner Jacke hatte, und die wollte er dabei schmöken.

Er holte sich vom Meister Papier, Tinte und Feder, stieg in seine Kammer hinauf, zündete sich den Zigarrenstummel an und fing gleich an zu schreiben. Nachdem er die erste Seite fertig hatte, verpustete er sich erst einmal und paffte dicke Rauchwolken in die Luft. „Junge“, dachte er, „ist doch schön, wenn man nicht mehr zur Schule muss, denn hier kann man richtig Dampf ablassen. Vorher in der Schule musste man das immer verdammt heimlich auf dem Donnerbalken machen!“

Plötzlich ging die Tür auf und sein Meister kam in die Kammer. Als der sah, dass Schorse schmökte, machte er solch einen Satz, als wenn eine Katze sich verjagt hätte, und Schorse bekam eine Ohrfeige in doppelter Ausführung. Der Zigarrenstummel flog in hohem Bogen aus dem Fenster. „Junge, das war das erste und das letzte Mal gewesen, solange du mein Lehrling bist, wird hier nicht gepafft. Lehrjahre sind keine Herrenjahre. Wenn du Geselle bist, dann darfst du schmöken so viel wie du willst!“ Der Meister rannte aus der Kammer und schlug die Tür hinter sich zu.

Schorse schaute ganz bedröppelt drein und rieb sich beide Backen vor Schmerz. Doch was war das? Roch es etwa nach brennendem Stroh? Da tauchten auch schon die ersten Rauschwaden vor seinem Fenster auf. Schorse rannte zum Fenster und sah kleine Flammen aus der oberen Schicht des Mist- und Holzspänehaufens züngeln. Sein Zigarrenstummel war genau auf dem Misthaufen neben dem Ziegenverschlag gelandet. Vor dem Haus hörte er die Meistersfrau gellend schreien: „Hilfe! Es brennt, es brennt, Feurio!“ Hastig stürzte Schorse die Treppe runter in die Einfahrt neben dem Haus. Meister Krummdiek hatte inzwischen die Bretter des Ziegenverschlages eingetreten und jagte seine vier Ziegen ins Freie. Aus den umliegenden



Häusern kamen die Leute mit Löscheinern, Plattschaufeln und Nothaken angerannt. Sie bildeten eine Kette und die Wassereimer wanderten von Hand zu Hand. Gott sei Dank stand die Wasserpumpe gleich am Eingang zur Straße „in Ore“, und die mit Wasser gefüllten „Feuertonnen“ wurden sofort von Pferden an die Brandstelle gezogen. So war das Feuer noch vor dem Eintreffen des Spritzenwagens der Feuerwehr gelöscht. Die Feuerwehrleute rissen nur noch die glimmenden

Reste des Misthaufens auseinander und löschten die übrig gebliebenen Brandnester.

Natürlich bekam Schorse eine gehörige Strafe aufgebremmt. Diese fiel allerdings für die damalige Zeit sehr bescheiden aus, denn Meister Krummdiek traf ja auch eine gewisse Mitschuld an dem Brand. Schorse musste in seiner Freizeit den Verschlag für die Ziegen wieder aufbauen und außerdem musste er ein halbes Jahr lang die Ziegen des Fleckens in der Mainscher Heide hüten, wenn der von der Gemeinde besoldete Ziegenhüter seinen freien Sonntag hatte. Nachdem Schorse die Probezeit erfolgreich beendet hatte, ging Meister Krummdiek mit ihm ins Rathaus, um Schorse als Lehrling in das Handwerksbuch einzutragen. Gleichzeitig mit dem Eintritt in die Lehre übernahm sein Lehrherr neben der Ausbildung auch Unterhalt (Kost und Logis), Obsorge und die Vormundschaft über Schorse, der ihm dafür unbedingten Gehorsam schuldete. Zum Lehrvertrag musste Schorse ein Gelöbnis des Gehorsams und der treulichen Dienste leisten. „Ich verpflichte mich und gelobe die Gerichtsbarkeit des Fleckens Liebenau für die Zeit meiner Lehre anzuerkennen. Ich schwöre, dem Magistrat, den Bürgern und allen Meistern allzeit gehorsam und dienstbar zu sein!“ Diese Eidesformel wurde durch Austausch von Brot und Salz als Symbol der gegenseitigen Treue bekräftigt.

Am Montag darauf fallen die ersten Sonnenstrahlen auf den in seinem Bett in der Straße „upn Brinke“ noch leise vor sich hin schnarchenden Stuhlmachermeister Johann Friedrich Krummdiek. Da stößt ihm seine Frau Sophie den Ellenbogen in die Rippen und sagt: „To, Johann, upstaohn, is all naoh fiewe! De Schwiene quiekt all in ‘n Stalle!“ Gähnend lang J.F.K. noch kurz zu seiner Sophie rüber, doch die meint nur: „Ruht ut ‘n Bedde!“

Trotz der Abfuhr seiner Frau setzte sich Johann froh gelaunt auf die Bettkante, denn heute war der erste Montag im Monat März. Der Tag, an dem immer die Monatsversammlung der Zunftmeister der Tischler- und Stuhlmacher in ihrem Zunfraum in der Gastwirtschaft Koopmann stattfand.



J. F. Krummdiek  
in Zunftkleidung

Johann hatte den Handwerksbetrieb mitsamt der kleinen Landwirtschaft von seinem Vater geerbt, dann die Meisterprüfung gemacht und es war ihm gelungen, aus den beiden Zünften der Tischler und Stuhlmacher eine starke gemeinsame Zunft zu machen. Mit ihren fünf Tischlermeistern, den vier Stuhlmachermeistern und den zehn Gesellen und Lehrlingen waren sie zu einer mächtigen Gemeinschaft geworden, die ein gewichtiges Wort bei allen Angelegenheiten des Fleckens mitzusprechen hatte.

Widerwillig zog er sein warmes Nachthemd aus, doch seine Frau hatte ihm verboten, im Unterzeug, wie es zu der Zeit üblich war, zu schlafen. Er schlüpfte in seine leinene Unterwäsche, stieg in die Manchesterhose, streifte die Hosenträger über und zog sich in der Diele die graue Drillichjacke und seine Holzschuhe an. Auf dem Weg in den Stall weckte er noch kurz seinen

Gesellen Wilhelm: „Raus aus dem Bett, heute ist Montag,



Feuerspritze

© commons.wikimedia.org

um elf Uhr beginnt unsere Zunftversammlung. Bis dahin müssen wir mit der Arbeit im Stall fertig sein!“ Er fütterte die Schweine und seinen Rappen Hektor, während Sophie die beiden Kühe melkte. J.F.K. hatte sich nach der Arbeit im Stall am Spülstein in der Küche mit Kernseife Hände, Hals und Gesicht gewaschen und die beiden kleinen Kinder Heinrich und Anna geweckt. Sophie schenkte Milch und Roggenkaffee ein, schmierte für alle ein Brot mit Butter und Sirup und setzte den Topf mit dem Schweinefutter auf den Herd.

Nach dem Frühstück wuchteten Johann und Wilhelm das hölzerne Jauchefass auf den Leiterwagen und füllten es mit einem an einer langen Stange befestigten Eimer aus der Jauchegrube gleich hinter dem Stall. An die Arbeit in der Stuhlmacher-Werkstatt war heute Morgen nicht zu denken. J.F.K. musste noch den Inhalt der Zunftlade mit den wichtigsten Dokumenten der Zunft auf Vollständigkeit überprüfen. Dazu gehörten die von der Obrigkeit gewährten Privilegien, die Zunftbücher mit den Artikeln, Statuten und Namensverzeichnissen, natürlich das Geldvermögen und die Siegelstempel, auch sonst noch alles, was zum Wertbesitz der Zunft gehörte, wie Becher, Pokale und Schenkkanen aus Zinn oder Silber. Er ließ sich die Tagesordnung der Versammlung noch einmal durch den Kopf gehen und legte sich die neuen Verordnungen der Behörden und die Beschwerden der Mitglieder seiner Zunft zurecht. Als das alles erledigt war, fand Johann gerade noch die Zeit, sich seine Zunftkleidung anzuziehen.



Zunftlade der Tischler und Suhlmacher  
© Heimatverein Liebenau

Da rief seine Frau Sophie auch noch aus dem Garten hinter dem Stall: „Der Deckel sitzt nicht richtig auf der Jauchegrube!“ Johann verstand diese Mitteilung natürlich als Befehl, das Abfüllloch der Jauchegrube wieder zu verschließen. Er rannte in den Hof und wollte den Deckel mit einem Tritt auf das Loch befördern. Dabei geriet er aber mit dem anderen Fuß in die Jaucherinne, eine Menge stinkender Brühe spritzte hoch und kleckerte auf das Hosenbein seiner prächtigen Samthose. Zum Abwaschen des Malheurs blieb keine Zeit mehr, da half nur noch 4711, das Echt Kölnisch Wasser, das er seiner Frau zu Weihnachten geschenkt hatte. Er sprengte die Hose gründlich damit ein und machte sich auf den Weg zur Versammlung.

Seine Meisterkollegen waren bereits anwesend, und Johann wollte gerade die Versammlung mit einem Holzhammerschlag auf die Zunfttruhe eröffnen, als sein Beisitzer, Vollmers August, rief: „Junge, dat stinkt hier ja wie in een araobischen Mannslühepuff! Bist du dat, Meister Johann? Bist woll wedder de ganze Nacht bie Madamm Pimperduse in'ne Sackstraten wäsen!“ Großes Gejohle setzte ein, doch Meister Johann stellte durch erneutes Klopfen auf die Truhe sofort wieder Ruhe her. „Und du August zahlst drei Taler Strafe an die Zunftkasse. Zwei wegen Beleidigung des Zunftmeisters und einen wegen Verwendung des Plattdeutschen während der Versammlung!“ „Das mit diesen Plattdeutsch steht aber gar nicht in use Paragraphens“, beschwerte sich August. „Doch, jetzt schon!“, kanzelte Johann ihn ab, „die Versammlung ist eröffnet!“

„Ich habe hier eine Beschwerde, dass Meister Pinnecke auf der Verdener Domweih minderwertige Rahdener Erlenstühle anstelle der Liebenauer Buchenstühle verkauft hat und diese auch noch mit unserem Zunftsiegel versehen hat!“

„Alles Lüge, alles Missgunst! Da will mir Bartels Erich etwas ans Bein pinkeln, was so gar nicht gewesen ist!“ Wütend sprang Pinnecke mit hochrotem Kopf auf und nahm sich Bartels zur Brust. Patsch! Patsch! Schon hatte sich der zwei deftige Ohrfeigen eingefangen. Doch auch Bartels zahlte kräftig zurück, und schon war die schönste Prügelei im Gange.

Einige der wild gewordenen Männer waren bereits auf Tische und Bänke gestiegen, ohne dabei viel Rücksicht auf zerbrechliche Teller und Becher zu nehmen. Der um sein Geschirr besorgte



Wirt hingegen schaute flehend zu dem Zunftmeister in der vergeblichen Hoffnung, dass der dem heftigen Treiben Einhalt gebieten würde.



Jocian, Schlachteplatte  
© commons.wikimedia.org

Die ersten Tische und Bänke waren schon umgekippt, Stuhlbeine und Bierhumpen flogen durch die Gegend und so manche blutende Nase und Beule auf dem Kopf zeugten von der wilden Rauferei.

Da erscholl plötzlich ein lautes Signal aus einem Feuerwehrrhorn, und die Gehilfen des Wirts schleppten dampfende Schlachteplatten mit Bauchspeck, Wellfleisch, frischer Blut- und Leberwurst, Knipp, Mett, Brot und Sauerkraut in den Raum. Sofort war Ruhe und die sich eben noch wie wild gebärdeten Männer saßen hungrig gebeugt über ihren vollen Teller. Erleichtert verkündete Johann Friedrich gönnerhaft: „Die Zunftkasse ist gut gefüllt. Ich geb' ´ne Runde Freibier aus!“

Kaum waren das üppige Mahl und die Versammlung beendet, bildeten sich kleine Gruppen, in denen Karten gespielt oder geknobelt wurde. Zwischendurch spendierte immer wieder jemand eine Runde Bier und Branntwein, die Meister stimmten eines ihrer derben, vom harten und entbehrungsreichen Leben auf der Wanderschaft erzählenden Lieder an, wobei sie sich selbst mit rhythmischem, gegenseitigem Händeklatschen in Stimmung brachten. Und Koopmanns Albrecht brachte seine Künste auf dem Klavier zu Gehör. Ganz oben auf der Beliebtheitsliste der Gassenhauer stand das Lied von dem Mord an einem Schneidergesellen:

❶ In der Liebenauer Heide  
nachts ein armer Schneiderritz  
sah ein Licht zu seiner Freude  
schimmern in der Finsternis.

❷ Und er eilt zur Wirtshausstube,  
Wirt und Wirtin waren froh.  
Doch der Wirt, der war ein Bube und die  
Wirtin, die war roh.

❸ Und es schlief die arme Seele,  
Wirt und Wirtin traten ein.  
Schnitten kalt ihm durch die Kehle, grad  
als ob er wär ein Schwein.

❹ Raubten alles dann dem Armen,  
und daß nichts entdeckt sollt sein, schoben  
sie ihn ohn' Erbarmen  
in den Backofen hinein.

❺ Von des Schneiders Fleisch verbreitet sich  
sogleich ein starker Duft.  
Ein Gendarm des Mordes deutet  
und bringt alles an die Luft.

❻ Hingerichtet, voller Reue  
sieht man bald des Mörders Blut. Dann kam  
sie auch an die Reihe.  
Dem geschieht's recht, der sowas tut.

Als J.F.K. am späten Abend nach Hause kam, machte er zum ersten Mal Bekanntschaft mit dem Nudelholz der Hausherrin. So brummte ihm am nächsten Morgen nicht nur vom Alkohol der Kopf.

Die Geschäfte mit den Stühlen liefen weiterhin gut, auch weil Johann alle Märkte in der Umgebung erfolgreich beschickte. Eines Tages entdeckte J.F.K. auf dem Markt in Nienburg an einem Stand aus dem Ammerland ganz besondere Stühle: Sie waren zwar wie seine auch aus Buchenholz, aber als Lehne und Sitzfläche diente ein Flechtwerk aus Bambusrohr. Dadurch bekamen die Stühle eine viel weichere Sitzfläche. Vom Händler erfuhr er, dass das Bambusrohr aus Südostasien eingeführt werden musste und dass dadurch die Stühle natürlich für einfache Leute viel zu teuer waren. Trotzdem ließ Johann der Gedanke an diese bequemen Rohrstühle nicht mehr los. Und so probierte er in seiner Werkstatt in Liebenau viele Materialien wie Weiden-, Haselnuss- oder Birkenzweige aus. Doch das Resultat war nicht zufriedenstellend. Alles war viel zu hart und mit den Bambusstühlen nicht zu vergleichen.

Als J.F.K. seiner Frau einmal dabei half, die Wäsche zum Bleichen auf eine Wiese an der Beeke zu tragen, entdeckte er am Bachufer eine Menge grünen Binsengrases. Das musste es sein! Johann Wilhelm fand schnell heraus, wie man die Binsen trocknete, das Mark aus dem Inneren entfernte, die Halme schälte und spaltete und so ein billiges, natürliches Material für die Polsterung eines Rohrstuhl zur Verfügung hatte. Die ersten Exemplare bot er auf dem Markt in Nienburg an, sie wurden schnell zu Verkaufsschlägern und wurden schon bald unter dem Namen „Liebenauer Rohrsthühle“ in ganz Norddeutschland gehandelt. So wurde Liebenau neben seinen Sensen und seinen Klöppelspitzen auch durch die Rohrsthühle aus der Produktion von Johann Friedrich Krummdiek in der Straße „in Ore“ bekannt.

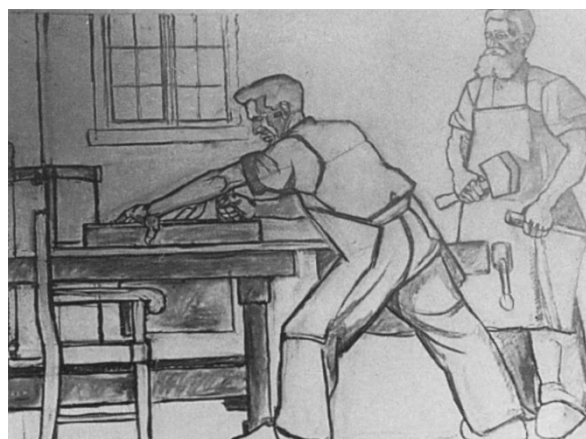
Im Herbst 1747 kam ein Cousin Sophies zu Besuch, der sich in Baltimore in Amerika eine florierende Handelsgesellschaft für Waren aus Deutschland aufgebaut hatte. Von Johanns Rohrsthühlen war er ganz begeistert und ließ über ein Dutzend davon in sein Geschäft nach Baltimore transportieren. Auch dort fanden sie sofort Riesenanklang und der Bedarf nach mehr war schnell vorhanden. So schlau wie der amerikanische Cousin nun einmal war, ließ er sich die Herstellung der Rohrsthühle mit Binsengras patentieren. Johann Friedrich durfte nun bei einem geringeren Verdienst für seinen Cousin Rohrsthühle herstellen. Den Hauptanteil aus den Verkäufen der „Liebenauer Rohrsthühle“ strich sein Cousin in Amerika ein!

Über diese familiäre Hinterlist kam J.F.K. nie hinweg. Er ertränkte seinen Kummer immer häufiger in billigem Branntwein. Als dann auch noch die Spielsucht hinzukam, goss er seinen ganzen Betrieb durch den Knorpel, weil er sich zu oft über den Spieltisch ziehen ließ.

Eines Abends hatte J.F.K. im Suff eine verhängnisvolle Idee: Er holte seinen Rappen Hektor aus dem Stall und stellte ihn mit dem Hinterteil vor die Haustür. Da kam auch schon seine Frau und schlug mit dem Nudelholz zu. Erschrocken keilte Hektor nach hinten aus, trat Sophie vor die Brust und machte so J.F.K. zum Witwer. Die polizeilichen Nachforschungen verliefen im Sand, da J.F.K. beharrlich schwieg. Auch bei den Beileidsbekundungen am Grab sagte er nichts, sondern schüttelte oder nickte nur mit dem Kopf. Als ihn Pastor Friedrich deswegen fragte, meinte J.F.K. nur: „Wenn mi eene von de Frohenslühe fragte, ob ik noch maohl wedder heirahen wolle, hebb ik mienen Kopp schüttelt. Wenn mi een Keerl fragte, ob ik em maohl den Hektor liehen könne, hebb ik bloß mit'n Kopp nicket!“

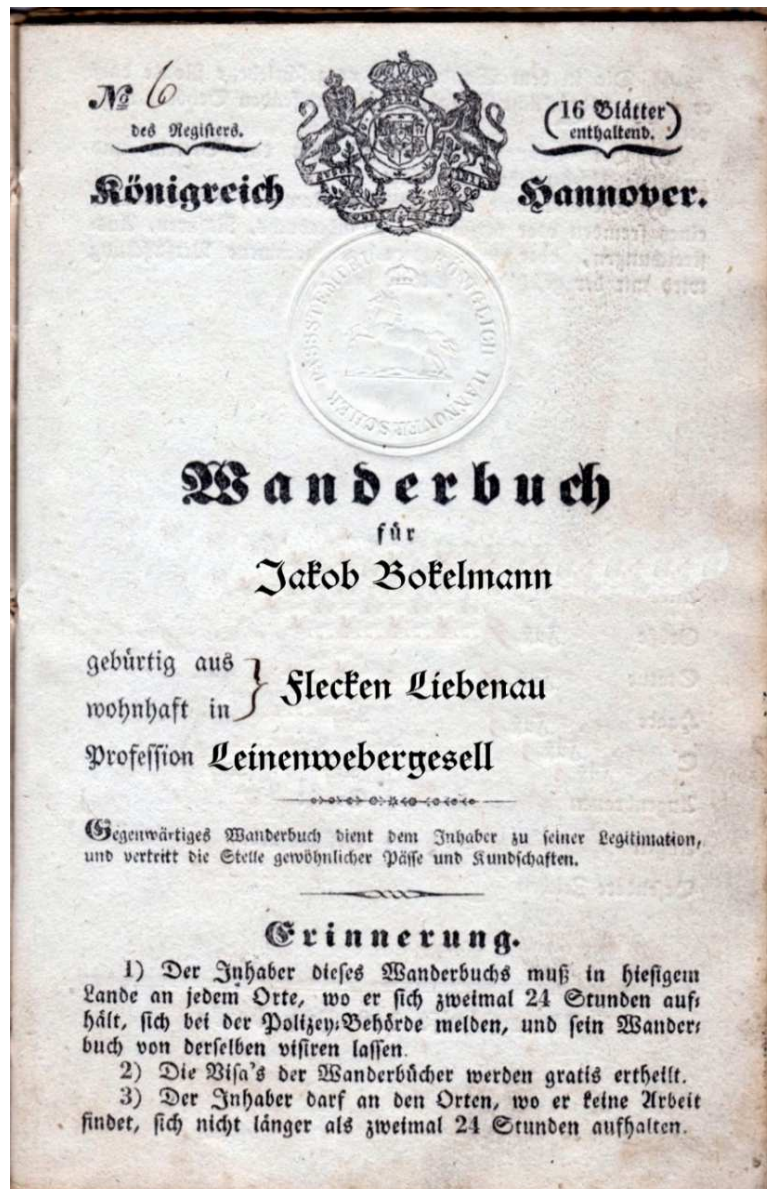
In den Nächten darauf wurde Johann jedoch immer häufiger von schweren Alpträumen geplagt, sein Gewissen und die Gedanken an den gemeinen Mord, der eigentlich nur ein Spaß hätte sein sollen, ließen ihn einfach nicht in Ruhe. So gestand er dem Dorfgendarmen Rümenap seine Schandtät und wurde daraufhin von dem Schwurgericht in Celle zu lebenslanger Festungshaft verurteilt.

Ob seine Kinder Heinrich und Anna, der Altgeselle Wilhelm oder sogar Meyers Schorse den Stuhlmacher-Betrieb weiterführten, ist nicht überliefert.



© Karl Meier, Tischler und Stuhlmacher

## Ein Wandertagebuch erzählt



### Wanderbuch Jakob Bokelmann

Warum hatte ich nicht auf die Warnungen der erfahrenen Leute auf dem Bergbauernhof am Fuße der Schneekoppe gehört? Warum hatte ich all ihre Ratschläge in den Wind geschlagen? Warum hatte ich ihre Ortskenntnisse nicht ernst genommen?

Nun war es zu spät auf Antworten auf meine Fragen zu hoffen. Auch zum Jammern war keine Zeit mehr. Es war ganz allein meine Schuld: Ich hätte den ganzen Winter über in dem kleinen Dorf am Rande des Riesengebirges bleiben sollen. Den Bauern für Kost und Logis beim Neu- oder Umbau ihrer Schuppen zur Hand gehen, den Bauersfrauen Tipps fürs Spinnen und Weben geben, und dann im Frühjahr meine Walz fortsetzen sollen. Doch schon nach wenigen Tagen hatte mich meine Leidenschaft auf neue Abenteuer wieder zum Fortsetzen meiner Wanderschaft getrieben. Zudem gab es ein Gerücht, dass es auf der anderen Seite des Gebirges einen Ort geben würde, in dem das sagenumwobene „Hemd ohne Naht“ hergestellt wurde.

Dabei hatte alles so gut angefangen. Vorgestern noch strahlte die Sonne von einem tiefblauen Himmel. Früh am Morgen war ich zu meiner letzten Etappe auf dem Hauptkamm zum Schlierhaus-Pass über die Schneekoppe aufgebrochen. Verpflegung, Kleidung und Schuhwerk für den drei Meilen-Marsch steckten in dem prall gefüllten Rucksack und der Weg auf dem Hauptkamm war zu dieser Jahreszeit in annehmbarem Zustand. Was konnte da schon Schlimmes geschehen?

Doch am späten Nachmittag zogen bereits die ersten dunklen Wolken von Norden kommend über dem Berggipfel auf. Wie aus dem Nichts fiel ein grimmiger Schneesturm mit arktischer Kälte über mich her. Innerhalb kurzer Zeit lag der Schnee bereits über zwei Fuß (ca. ½ Meter) hoch. Ich verkroch mich unter einem Felsvorsprung. Hier war ich wenigstens gegen den Schneefall geschützt, doch der heftige Orkan tobte auch hier. „Morgen wird sich der Schneesturm bestimmt gelegt haben“, redete ich mir ein. Ich aß etwas von dem mitgebrachten Speck und spülte das harte Brot mit einem großen Schluck aus dem Weinschlauch hinunter. Dann wickelte ich mich in meinen Reisemantel und versuchte ein wenig zu schlafen. Doch bereits wenig später wurde ich durch einen donnernden Heidenlärm geweckt: Der lose Schnee über dem Felsvorsprung war abgebrochen und hatte mit lautem Getöse den Eingang zu meinem Unterschlupf verschüttet. Mit bloßen Händen versuchte ich mich freizuschaukeln, doch der Schnee rutschte immer wieder von oben wie bei einer Lawine nach. Es gab kein Entkommen! „Rübezahl wird mich holen“, murmelte ich voller Angst in meinen vereisten Bart. Ich konnte nicht mehr auf Besserung hoffen. Der Erschöpfung und Erfrierung bringende Sturm tobte jetzt bereits den zweiten Tag. Aber ich werde bis zum Ende aushalten, doch der Tod konnte nicht mehr fern sein. Ein letztes Mal holte ich mein Tagebuch aus dem Rucksack. Obwohl ich mit meinen eisigen Fingern kaum noch schreiben konnte, gelang mir eine letzte Botschaft an meine Eltern und Geschwister:

*Riesengebirge, Anno Domini 1752*

*Lieber Vater, liebe Mutter, liebe Geschwister!*

*Ich habe alle Hoffnung aufgegeben. Das Atmen fällt mir schwer, meinen Körper spüre ich vor Kälte kaum noch. Mein einziger Wunsch ist nur noch: schlafen! Doch meine Gedanken sind auch jetzt noch bei Euch, obwohl die Heimat so weit entfernt ist.*

*Lieber Gott - beschütze und Sorge für meine Lieben!*

*Euer Euch dankbar ergebener Sohn*

*Jakob*

Der Stift rutschte mir langsam aus der Hand. Mein Kopf glitt zur Seite, die Augen fielen mir zu und ich dämmerte in eine Art Halbschlaf hinüber. Plötzlich kam es mir vor, als schienen Sonnenstrahlen durch die Schneemassen hindurch in meine Höhle und zauberten Bilder von meinem Heimatort vor meine Augen: Die warmen Sommertage am Ufer der Aue, die Schlag- und Völkerballspiele abends in unserer Straße, das Ausspionieren der Mädchen in ihren Spinnstuben und viele andere Bilder, von denen ich glaubte, mich nicht mehr an sie erinnern zu können.

Vor zwei Jahren

Von dort war ich im Januar 1750 gleich nach meiner Gesellenprüfung zu einer dreijährigen Wanderschaft aufgebrochen. Meine Weberlehre hatte ich bei meinem Vater, dem Leinenwebermeister Johann Friedrich Bokelmann zu Liebenau gemacht. Die Lehrlingszeit war eine sehr harte und entbehrungsreiche Zeit gewesen. Handelte doch mein Vater nach der Devise: „Leineweber nehmen keinen Lehrlingen an, der nicht wenigstens sechs Wochen hungern



kann!“ Während der Aussaat, der Ernte und der Verarbeitung des Flachses musste ich auf dem Acker hinter dem Elternhaus helfen. Als Lehrling durfte ich nur das schlechte Garn (Werk) zu hartem, rauem Leinen weben. Mein Vater bekam von den Frauen des Fleckens das weich gesponnene Garn aus den besseren Flachspflanzen. Daraus fertigte er Kleidungsstücke, Bett- und Handwäsche für die Aussteuer der künftigen Ehefrauen, die diese auf ihren zu kleinen Bauernwebstühlen nicht herstellen konnten. Warum wir Weber trotzdem solch einen schlechten Ruf hatten, habe ich nie in Erfahrung bringen können. Uns wurden überall Schmäherse, wie: „Wo ein Weber hinschießt und ein Hase abbeißt, da wächst in den nächsten neun Jahren nichts!“, hinterhergerufen.

Am Tag nach Dreikönig holte ich meine Zunftkleidung vom Schneider Hormann in der Bomstrate und meldete mich auf dem Rathaus ab. Dort erhielt ich mein Wanderbuch und ein kleines Zunftgeld (10 Taler) für die erste Etappe meiner Walz. Sie führte mich zu meinem Onkel Bokelmann nach Steinhude. Dort besuchte ich die Zunftschule und wurde von einem Altgesellen in die seit Jahrhunderten überlieferten Riten und Gebräuche, in die Gesetze und die Regeln des Lebens auf der Walz eingeweiht. Besonders das Erlernen der vielen Bräuche auf den alle vier Wochen stattfindenden Gesellenabenden und die Gesprächsregeln beim An- und Abmelden an einem neuen Ort fielen mir nicht leicht. Außerdem wurde ich vom Altgesellen zur Verschwiegenheit verpflichtet, ich durfte keinem Zunftfremdem jemals etwas über die geheimen Zunftregeln verraten, damit sich keine Halunken und Bettler unter den Schutz der Zünfte stellen konnten. Ich musste ihm versprechen, mich allzeit „ehrbar“ und „zünftig“ zu benehmen, damit das Ansehen der Zunft der Leinenweber nicht geschädigt wird.

Nach zweimonatiger Prüfung auf „Herz und Nieren“ schickte mich der Altgeselle auf meinen Weg. Meine Zunftgenossen verabschiedeten mich am Meilenstein am Ortsausgang von Steinhude. Hier durfte ich mich vor dem Ablauf von drei Jahren und einem Tag nicht mehr sehen lassen. Mein Weg sollte mich zunächst über 15 Meilen nach Bielefeld, dem Zentrum des Weberhandwerks im Fürstentum Minden-Ravensberg führen. „Halt! Stehenbleiben!“, wurde ich von einem Soldaten mit vorgehaltenem Gewehr an dem Grenzhäuschen empfangen. „Wandergesellen zahlen hier einen Taler!“ Mir fiel so schnell keine Notlüge ein, deshalb zahlte ich den Wegzoll. Wenn das so weitergehen sollte, würde von meinem Ersparten nicht viel



Druckstempel (Liebenauer Spitzenborte)  
© Heimatverein Liebenau

übrigbleiben, denn die Reise würde mich noch durch viele, viele andere Länder führen!

„Mit Gunst und Verlaub entbiete ich rechtschaffener fremdgeschriebener Leinenwebergeselle dem Herrn Meister und seinen Anverwandten meinen untertänigsten Gruß!“, mit diesen Worten stellte ich mich bei einem neuen Meister in Bielefeld vor. Dort arbeitete ich vier Monate bei einem Meister, der nicht nur begehrte, kunstvolle Stoffe webte, sondern sie auch mit Mustern und Borten bedruckte. Ich lernte solche Druckstempel (Model) aus hartem Birnbaumholz zu schnitzen. Meinem ersten Model gab ich den Namen „Liebenauer Spitzenborte“.

Ende März setzte ich meine Wanderung fort, mein nächstes Ziel war die Gegend am Niederrhein. Doch in vielen Ortschaften war keine Arbeit zu finden. So konnte ich jeweils nur zwei Tage an einem Ort bleiben, sonst hätte man mich der Hausiererei und des Bettelns angeklagt. Von dem Magistrat oder den Zunftmeistern erhielt ich einen Eintrag in mein Wanderbuch über meinen Aufenthalt und ein kleines Wegegeld, in der Regel drei Mariengroschen. Kurz vor einem Waldgebiet kam an einer Weggabelung eine Horde Reiter direkt auf mich zu. „Den Burschen werden wir uns schnappen, der hat bestimmt eine Menge Taler in seinem Beutel!“, brüllte der grobklotzige Anführer. So schnell ich konnte, rannte ich in den Wald, versteckte mich in einer Wildschweinsuhle und deckte mich mit Laub zu. „Der Hundesohn muss sich in Luft aufgelöst haben! Wir geben auf!“, befahl der Räuberhauptmann seinen

Männern. Erst als das Hufgetrappel nicht mehr zu hören war, schälte ich mich aus meinem feuchten Versteck. Doch was war das? Quiekend kamen vier Frischlinge auf mich zugerannt. Sie ließen sich auch nicht verscheuchen, sondern trotteten brav hinter mir her. Hielten sie mich wegen meines Geruchs vielleicht für ihre Mutter? Da die Nächte noch empfindlich kühl waren, musste ich schnell einen Platz finden, wo ich übernachten und meine stinkende Gesellenkluft waschen konnte.

Vor einem Bauernhof kamen mir die Bauersfrau und zwei Mägde besenschwingend entgegen. Doch als sie die vier Frischlinge entdeckten, brachen sie in schallendes Gelächter aus. „Gute Frau“, sprach ich sie an, „würdet Ihr mir im Tausch mit den Frischlingen meine Kleidung säubern und mir einen Platz zum Schlafen zur Verfügung stellen?“ Lachend stimmte die Frau zu und ich schlüpfte aus meiner Kluft: Die schwarzen Ledertiefel, die Manchesterhose mit weitem Schlag, den Ledergürtel mit Koppelschloss und eingraviertem Weberwappen, die Manchesterjacke mit den sechs Perlmutterknöpfen, die Samtweste, die schwarze Ehrbarkeit (Schlips) und zuletzt das kragenlose, weiße Leinenhemd (Staupe) und die leinene Unterwäsche. Dann verkroch ich mich im Heuschober zum Schlafen.

Am nächsten Morgen war meine Weberkluft gereinigt und nach einem kleinen Frühstück mit Brot und Haferschleim warf ich mir mein Wanderbündel, den Charlottenburger, über die Schulter, schnappte mir meinen selbstgeschnitzten Wanderstock, den Stenz, bedankte mich mit einem fröhlichen „Gehabt euch wohl!“ und schritt gutgelaunt weiter in Richtung Wuppertal.

In den kleinen Fachwerkkaten und in den Dörfern, durch die ich kam, herrschte bittere Armut, Elend und Verwahrlosung. Die Menschen liefen in dreckigen Lumpen herum, stanken nach Schweiß und Urin. Auf ihren kleinen Äckern plagten sich die Leute mit schwerer Arbeit ab, um so wenigstens zu überleben, trotz der mannigfachen Abgaben an die sie ausbeutenden Herrschaften. Doch auch in ihrer Not teilten sie ihr Brot, ihre Kohl- und Steckrübensuppe und die tägliche Hafergrütze mit mir. Überall traf ich auf halb verhungerte, hohlwangige Kinder, die barfuß auf den Feldern mitschuften mussten und mir ihre kleinen Hände um ein Stück Brot bettelnd entgegenstreckten. Als ich einen mitwandernden Schreinergelegen nach den Gründen für dieses unbeschreibliche Elend fragte, antwortete er mir: „Bis vor wenigen Jahren noch hatten die Menschen hier durch ihre Arbeit auf den Höfen, durch die Spinnerei und die Weberei ein erträgliches Auskommen. Doch dann überschwemmten Kaufleute aus den großen Städten den Markt mit mechanisch hergestellten Garnen und Stoffen aus Holland und Belgien. Dieser Konkurrenz waren die Bauern nicht gewappnet. Sie gerieten immer mehr in die Abhängigkeit von Händlern, verschuldeten sich, verloren oft sogar ihre Höfe und gerieten so in eine schwere



Heimarbeit am Webstuhl  
© creativecommons.org



stemmer, Zwei wandernde  
Gesellen  
© creativecommons.org

Krise. Auf der Schwäbischen Alb ist es bereits zu Hungerrevolten durch Webergesellen gekommen. Doch die Obrigkeiten haben diese Aufstände mit brutaler Gewalt niedergeknüppelt und die Rädelsführer aufgehängt. In dieser Gegend würde ich mich an deiner Stelle nicht sehen lassen!“

Auf Arbeit als Weber war in diesem Landstrich überhaupt nicht zu hoffen. So machte ich mich weiter den Rhein entlang auf den langen Marsch nach Mainz. Wenn mir dann doch einmal die Hoffnungslosigkeit der Landbevölkerung die Tränen in die Augen trieb, piff und summtete ich ein

paar Verse unseres Weberliedes still vor mich hin: „Die Weber sind lustig und trinken den Wein und mögen so gerne fröhlich sein. Ja, ohne den Weber kann niemand sein, drum schenkt ihm noch ein Gläschen ein!“

Am jenseitigen Ufer des Rheins sah ich eine gewaltige Kirche mit mehreren hohen Türmen inmitten einer großen, befestigten Stadt aufragen. Da aber bereits der Abend dämmerte, beschloss ich, auf einer am Ufer liegenden Herberge zu übernachten. In der Schenke herrschte ein fröhliches Treiben, doch als ich meinen dritten Humpen geleert hatte, gehorchte mir plötzlich meine Zunge nicht mehr und mir knickten die Beine weg. Ich bekam noch wie durch einen Schleier mit, dass zwei Männer mich aufhoben, danach wurde alles dunkel. Ich wurde wach, weil mein Kopf immer wieder gegen die harten Planken eines alten Ackerwagens krachte. Neben mir entdeckte ich die ebenfalls gefesselte Gestalt eines anderen Wandergesellsens. „Was ist passiert? Wo sind wir?“, wollte ich wissen. „Ich kann dir alles erklären. Genauso wie ich bist du einem gewissenlosen Menschenhändler ins Netz gegangen. Mich haben die Schweine in Worms überwältigt, nachdem mir der Wirt einer üblen Spelunke einen Schlaftrunk ins Bier gemischt hatte. Mein Name ist übrigens Urs, ich bin Maurer von Beruf und stamme aus der schönen Stadt Zürich. Seit zwei Jahren bin ich jetzt schon auf der Walz.“



Textilmuseum Bocholt  
Spinnrad  
© creativecommons.org

„Los, ihr Faulpelze, steht auf!“, schnauzte da ein hagerer Strauchdieb mit einem wettergegerbten Gesicht und einer herausragenden Raubvogelnase durch die Plane. „Runter vom Wagen. Hier habt ihr eine kleine Mahlzeit, damit ihr bei Kräften bleibt, und wir euch an einen Werbeoffizier als Soldaten für den Erzbischof von Mainz verkaufen können! Ich löse euch jetzt die Fesseln. Doch wagt es nicht zu fliehen. Mein Kumpel hier versteht keinen Spaß. Beim geringsten Fluchtversuch wird er euch sofort erschlagen!“ Er nickte einem noch wilder aussehenden Gauner zu, der uns zwei Spieße zuwarf, auf denen ein paar Fleischbrocken aufgereiht waren und die wir über einem kleinen Feuer braten sollten. Das war die Gelegenheit: Mit einem kurzen Blick verständigten wir uns. Fast gleichzeitig stießen wir mit den heißen Spießen zu, mitten ins Gesicht der beiden Halunken. Die schrien heulend auf, torkelten schmerzbenommen hin und her, ergriffen die Flucht und wurden bald vom dichten Wald verschluckt. Urs und ich rannten zum Wagen und lenkten die Pferde in wildem Galopp zurück nach Mainz. Doch die wilde Jagd über die mit Pfützen übersäten Wege endete in einem tiefen Schlagloch. Das Gefährt war nicht mehr zu gebrauchen. Urs gelang es gerade noch eines der durchgehenden Pferde einzufangen. Der Torwache am Stadttor von Mainz konnten wir glaubhaft machen, dass das Pferd uns zugelaufen war und wir in der Stadt nach dem Besitzer suchen würden. Doch wir verhökerten das Pferd natürlich auf dem Markt. Von dem Geld machten wir uns als Entschädigung für die erlittenen Qualen ein paar schöne Tage in den Vergnügungsvierteln der Domstadt.

In Mainz erlebte das Handwerk gerade eine Blütezeit. Die Meister waren den neuen Erfindungen gegenüber offen und probierten neue Arbeitstechniken aus. Mein Webermeister hatte eine Marktlücke gefunden: Er produzierte kostbares Damast-Leinen, das bei den wohlhabenden Bürgern heiß begehrt war. So erhielt ich neben Kost und Logis auch noch einen ansprechenden Tagelohn. Urs hatte sich als Maurer beim Neubau eines weiteren Turms des Domes verdingt, doch zu Beginn des neuen Jahres meinte er von Heimweh getrieben: „Nächsten Monat ziehen wir weiter!“

Gleich hinter dem Bodensee überraschte uns eine ganz andere Landschaft: Wir wanderten durch Täler mit saftigen Wiesen und fruchtbaren Äckern. Die Dörfer und die Einzelgehöfte machten einen gepflegten Eindruck, auf den Feldern arbeiteten nur Erwachsene. Urs erklärte mir: „Bei uns wird die Schulpflicht ernst genommen. Die Kinder gehen hier bis zum Nachmittag in die Schule, arbeiten auf den Feldern wie bei euch, müssen sie nur freiwillig! Mit viel Fleiß und einer Bereitschaft auch mal etwas Neues, Besseres auszuprobieren haben sich die Menschen in meiner Heimat nach der Gründung der Alten Schweizer Eidgenossenschaft und der Lossagung



von der Habsburger Monarchie einen gewissen Wohlstand aufgebaut, auf den wir sehr stolz sind!“

In St. Gallen fand ich sofort eine Anstellung. Mein neuer Meister überraschte mich mit der Aufforderung: „Von deiner Weste und deiner Jacke kannst du dir ruhig einen Knopf abschneiden. Bei uns arbeiten wir nur fünf Tage die Woche und sieben Stunden am Tag. Und auch für meine Gesellen gilt die Regel: Herr Vögli, wenn mögli, dreimal tägli!“

Über Innsbruck, Salzburg, Linz und Klattau brachte uns die Wanderschaft über ein ganzes Jahr bis nach Oberschlesien. In allen Orten, in denen wir Arbeit fanden, führte ich mein Wanderbuch, mein Tagebuch und auch mein Musterbuch mit genauen Beschreibungen und Zeichnungen der erlernten Web-, Druck- und Färbetechniken sehr gewissenhaft. Die nächste Etappe durch das Riesengebirge über die Schneekoppe musste ich leider allein antreten. Mein Freund Urs hatte seine Kenntnisse im Mauern von gotischen Spitzbögen erweitert, seine Wanderzeit erfüllt und wollte nun zu seiner Familie nach Zürich zurück. Also marschierte ich allein in Richtung Oberlausitz weiter trotz des nahenden Winters.

Bekannte Stimmen ertönten in meinem Kopf, war ich bereits im Himmel? „Er schlägt die Augen auf!“, hörte ich die Bauersfrau, auf deren Hof ich bis zu meinem Aufbruch über das Gebirge gewohnt hatte, erleichtert ausrufen. Der Bauer hatte gleich zu Beginn des Wetterumschwungs seine Nachbarn um Hilfe gebeten und die waren beim Nachlassen des Sturmes auf dem Weg zur Schneekoppe auf die Schneewehe gestoßen. „So eine verdammte Lerge!“, verfluchten mich die schlesischen Riesengebirgler wegen der beschwerlichen Suche. Glücklicherweise hatte der glänzend polierte Knauf meines Stenz` geholfen, mich unter dem Schnee aufzuspüren. Ein Sonnenstrahl war darauf gefallen und hatte ihn zum Leuchten gebracht.

Und nun lag ich wieder auf einem warmen Strohsack in einer Kammer auf dem Bergbauernhof. Dort verbrachte ich den ganzen Winter und machte mich auf dem Hof nützlich. Doch der Winter war in diesem Jahr besonders kurz und so trieb es mich bereits im Februar zur Weiterreise in die Oberlausitz. Die Idee von dem „Hemd ohne Naht“ hatte mich wieder gepackt.

In Zittau in der Oberlausitz erreichte mich ein Brief meiner Mutter. Sie bat mich so schnell wie möglich zurückzukommen, da mein Vater unheilbar an der Schwindsucht erkrankt war. Die Familie brauchte meine Hilfe zum Überleben. Entgegen allen Regeln der Wanderschaft benutzte ich häufig die Postkutsche und war schon drei Monate später kurz vor Pfingsten wieder in Liebenau. Meinem Vater ging es sehr schlecht, Weben war ihm nicht mehr möglich. Als sein Sohn erhielt ich vom Liebenauer Obermeister, meinem Patenonkel Jakob Brettschneider, die Erlaubnis das Gewerbe meines Vaters fortzuführen, obwohl ich meine Wandergesellenzeit nicht ganz geschafft hatte. So konnte ich mit meinen auf der Wanderschaft ersparten Talern und einem Zuschuss meines Vaters das Meisteramt und das Bürgerrecht im Flecken Liebenau erwerben.

Zu meiner großen Enttäuschung war der Vater nicht begeistert von all den tollen und gewinnversprechenden Erfahrungen. Wenn ich ihm etwas Neues oder eine Verbesserung vorschlug, greinte er nur: „Watt schall dat mit düssen neemoadischen Krimmskrams. Hier wäbt wie so, wie wie dat all jümmer daohn hebt. Mie kummt nicks anneret in't Huus! Schlaoh die diene Fiesemaokertentens ut'n Koppe!“ Somit war es mir leider auch nicht vergönnt, meinen Traum ein „Hemd ohne Naht“ zu erfüllen, doch mein Meisterstück, ein Drillich-Hemd, gewebt mit Kragen aus Damast, überzeugte die prüfenden Webermeister, und so nahmen sie mich in ihren Kreis der Liebenauer Webermeisterzunft auf.



Das „Hemd ohne Naht“  
© Förderverein Fischer- und Webermuseum  
Steinhude e.V.



## Verschwörung in der Klöppelschule

„Guten Morgen!“, schon von weitem begrüßte Liesel ihre Freundin Anna, die sich gerade von ihrem Elternhaus, einer kleinen, strohgedeckten Fachwerkskate, aus auf den Weg in die Klöppelschule gemacht hatte. Mit der Klöppellade unter dem linken Arm, dem Klöppelknecht in der rechten Hand und in der Armbeuge einen Korb mit den Stecknadeln, einer Schere, mehreren Ersatzklöppeln und Zwirnsrollen tippelte sie schwerbeladen mit unsicheren Schritten durch den Matsch auf der Straße „Upp‘n Walle“.

„Pass auf! Hinter dir kommt der Schwenn mit seiner Schweineherde angetrabt. Warte, ich helfe dir!“, rief Liesel ihr zu. Doch da war es schon zu spät. Die Schweine zwickten Anna in die Waden, so dass sie stolperte und die Klöppellade in den Dreck der Straße klatschte. Und natürlich mit der kostbaren Klöppelspitze nach unten. Fünf Stunden Arbeit bis in die Nacht hinein waren nun ganz umsonst.

Anna setzte sich auf eine alte Bank und fing an bitterlich zu weinen. „Warum hat mir auch die alte Bührmann eine Strafarbeit für den Abend aufgebremst? Nur weil ich leise über sie gelacht habe, als die Klöppelstöcke ihren Gichtfingern entglitten waren. So ein Mist, nun darf ich noch mal von vorn anfangen!“ „Sei nicht traurig, die Bührmannsche wird dich schon nicht zu hart bestrafen!“, tröstete Liesel ihre Freundin.

Doch weit gefehlt! Als ihre Klöppelmutter die Bescherung sah, packte sie Anna am Arm, schüttelte sie kräftig und schrie: „Du tollpatschige Göre, konntest du nicht besser aufpassen! Nach vorne beugen und die Zöpfe über den Kopf!“ In der normalen Schule bekamen die Jungen den



Klöppelbrief  
(Muster)

bloßen Hintern mit einem Rohrstock versohlt und den Mädchen wurde in die offenen Handflächen geschlagen. Doch hier in der Klöppelschule brauchten die Mädchen ihren Hintern zum Sitzen und die Hände zum Klöppeln. Also gab's was mit einem Weidenstock in den Nacken. Und davon machte Frau Bührmann so reichlich Gebrauch, dass Anna die schmerzenden Striemen noch Tage später spürte.

Bis in die Abendstunden hinein klöppelten sie Spitzen nach dem Pinneckschen Muster. Als es dunkel wurde, setzten sie sich zu viert um einen Beleuchtungständer herum, dessen Glaskugeln ein schwaches Öllicht auf die

Klöppelladen warf. Nachdem die Mädchen mehr als zehn Stunden gearbeitet, fast 5000 Nadeln in die Mustervorlage gesteckt und dabei doch nur zehn Zentimeter feine Spitze geschafft hatten, entließ sie ihre Lehrerin mit der folgenden Anweisung: „Morgen erwarte ich, dass alle Mädchen meiner Klasse pünktlich, ordentlich angezogen und frisch gewaschen zum Unterricht erscheinen. Die Tochter unseres Amtmannes hat sich angekündigt. Sie will euch eine frohe Botschaft mitteilen. Also, pünktlich, verstanden!“

Am nächsten Morgen waren alle Schülerinnen schon weit vor Unterrichtsbeginn in der Schule. Doch Lily, die Tochter des Amtmanns, ließ lange auf sich warten. Kurz vor der Mittagspause erschien sie endlich. Im Gefolge ihre Mutter und eine Dienerin mit einem Korb in der Hand. Lily sprach. Ihre Stimme war leise oder zum Flüstern erzogen, wie bei allen sehr Vornehmen. Dann hauchte sie: „Ich heirate.“

Jetzt waren die Mädchen gespannt. „Am 21. März werde ich Martin von Hugo heiraten, den Sohn des Drostens von Stolzenau, und ich wünsche mir, dass ihr mein Brautkleid anfertigt. Es soll das schönste Brautkleid werden zwischen Himmel und Erde. Frau Bührmann hat mir versichert, dass ihr die Machart der Point de Lille-Spitzen beherrscht. Daraus soll mein Brautkleid werden. Als Dank bekommt ihr alle am heutigen Tag frei. Ein jedes darf sich nun ein Geschenk aus dem Korb nehmen.“

Im Korb lagen weiße Bündel. Anna griff sich eins, dann setzten sich alle im Kreis auf die Wiese hinter der Schule. Jede hatte ihr Bündel im Schoß. Liesel war die Erste, die es aufmachte. Sie brachte einen Apfel zum Vorschein und eine kleine Schatulle. Liesel öffnete sie und zog ein



Klöppelstöcke

Zierband aus Spitze heraus. Es stellte sich heraus, dass jede dasselbe in ihrem Bündel hatte. Keine sagte ein Wort, aber in ihren Augen leuchtete die kalte Wut. Die Zierbänder hatten sie im letzten Winter selbst geklöpelt! Und jetzt verlangte die eingebildete Amtmannstochter von ihnen, dass sie in den nächsten vier Wochen ihr Brautkleid klöppeln sollten und das natürlich ohne Lohn!

„Am 21. März. Dann soll es geschehen. Stimmt ihr zu? Wie wir uns rächen, werde ich mir noch ausdenken! Lasst uns nach Hause gehen, sonst frisst uns die Wut noch auf“, beruhigte Liesel ihre Mitschülerinnen.

Auf dem Nachhauseweg hatten es Liesel und Anna nicht besonders eilig. Zuhause wartete doch nur schwere Arbeit auf sie. So legten sie sich an der Specken-Brücke ins Gras und hingen ihren Gedanken an Rache an der Amtmannstochter nach. „Du, Anna“, mir ist da eine Idee gekommen, wie wir den Lohnausfall vermindern können. Unser Geselle Friedrich verkauft doch jeden Sonnabend auf dem Markt in Verden Sensen meines Vaters. Wie wär’s, wenn du dich dem Gesellen anschließt und einige von unseren zurückgelegten Spitzen verkaufst?“ „Gute Idee“, antwortete Anna, „ich muss aber vorher noch meine Eltern fragen.“

„Meine Eltern sind einverstanden. Wir brauchen das Zubrot, denn nur von Hafergrütze, Kohl-, Kartoffelsuppe und Bratkartoffeln mit Milschsuppe in den nächsten Wochen sind auch sie nicht begeistert. Es muss mal wieder ein richtiges Stück Fleisch auf den Tisch kommen! Also, sag Friedrich, dass ich am nächsten Sonnabend mitkomme!“, begrüßte Anna ihre Freundin Liesel am Tag darauf. „Mach ich“, versicherte ihr Liesel, „und für unser Problem mit der Amtmannstochter hab ich vielleicht auch schon eine Lösung. Aber das müssen wir mit allen Mädchen unserer Klöppelschule gemeinsam besprechen.“



Margret Berken, Klöppelschule  
© commons.wikimedia.org

Und so machte sich Anna in Begleitung und unter dem Schutz von Friedrich, dem Sensenschmiedegesellen, auf den Weg nach Verden. Weil dieser nicht an einem Tag zu schaffen war, übernachteten beide immer auf am Wege liegenden Bauernhöfen. Eines Tages kamen sie in Hassbergen an einem Gasthof vorbei, der auf einem großen Schild warb: „Baden in neuen Zinkwannen. Mit Lavendel-Badezusatz! Pro Person 1 Mariengroschen, für zwei Personen 1½ Mgr.“ „Das gönnen wir uns jetzt“, war Friedrichs Kommentar, „bis Ostern sind es noch drei Wochen hin und immer in einem schiddrigen Waschtrog baden, macht auch keinen Spaß!“ Weil sie sparsam waren, nahmen sie das Bad für zwei Personen. Sie kannten einander schon lange genug und so fanden sie nichts dabei, zusammen in die Zinkwanne zu hüpfen. Als Anna die Kernseife entglitt, griff Friedrich mit seinen flinken, geschickten Fingern sofort danach und fand neben der Seife aber auch noch etwas ganz anderes. In den nächsten Wochen kehrten sie öfter in das Gasthaus in Hassbergen ein, und immer wieder entglitt Anna die Kernseife.

Der Verkauf von Spitzen, die zwar nicht das Liebenauer Spitzen-Siegel tragen durften, dafür aber trotz guter Qualität sehr preiswert waren, lief prima, und so konnte Anna einen erheblichen Beitrag zum Familieneinkommen leisten.

Eines Tages, als die Mädchen in der Mittagspause im Kreis im Garten hinter den Klöppelschule saßen und sich gegenseitig den von der gebückten Arbeit geschundenen Rücken massierten, eröffnete ihnen Liesel: „Hier ist mein Racheplan für die Hochzeit unserer hochnäsigen Lily: Wir klöppeln zwei Fäden in die das Hochzeitskleid tragenden Schleifen ein. Wenn das Brautpaar nach der Kirche durch unser Spalier schreitet und wir Rosenblätter über sie streuen sollen, greifen sich zwei von uns die Fäden und ziehen kräftig daran. Was dann passiert, könnt ihr euch wohl ausmalen!“ „Dann steht die geizige Braut in Unterwäsche da, und die Zuschauer

lachen sich Kringel in den Bauch!“, stimmten alle begeistert Liesels Vorschlag zu. „Ich wünschte, schon morgen wäre der 21. März, doch nun zurück ans Klöppeln des „fallenden Brautkleides“, scheuchte Liesel die Mädchen zurück in die Schule, „wer an den Fäden zieht, lassen wir durch das Los entscheiden!“ Ob das Los auf Anna und Liesel traf, ist nie bekannt geworden. Doch es ereignete sich alles genauso wie es von Liesel geplant war.

